



chrismon PLUS

Das evangelische Magazin 04.2008
www.chrismon.de € 3,-

BITTE BEACHTEN SIE
SEITE: 42-44



Was tun, wenn die Zeit knapp wird?

Jetzt sofort eine Weltreise –
oder lieber den Schrank aufräumen?
Todkranke und ihre Kunst zu leben
Seite 14–23

ISSN 1619-6384



Geschichtspark mit
historischer Gefängnis-
mauer, dahinter:
Hauptbahnhof Berlin



Mahnmal für ein Mustergefängnis

Der „Geschichtspark Zellengefängnis“ in Berlin-Moabit erinnert an eine wenig bekannte Seite des evangelischen Sozialreformers Johann Hinrich Wichern

❖ Dreißig Sekunden braucht es, mehr nicht, und man hat die Wände einmal abgeschritten in diesem Dreieck aus Beton – die beiden langen Seiten je 15 Meter, das kurze Endstück vielleicht fünf Meter lang. Dann geht die Runde wieder von vorne los. Und noch mal. So lange, bis die dreißig Minuten Freigang pro Tag vorüber sind. Oder man verrückt geworden ist.

Glücklicherweise ist das nur ein Spiel, das Betondreieck nur eine Nachbildung und obendrein noch an allen Ecken offen. Der kleine Bau in dem heutigen Gedenkpark soll lediglich erinnern – an ein besonderes Gefängnis, das hier – direkt gegen-

über vom Berliner Hauptbahnhof – einmal stand: das Zellengefängnis Moabit. 1849 errichtet von Friedrich Wilhelm IV., nachdem der sich auch mit dem protestantischen Kirchenreformer und Begründer der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern, beraten hatte.

Das Zellengefängnis Moabit war das preußische Mustergefängnis schlechthin. Hier konnte Wichern zumindest für einige Jahre seine Vision von der Einzelhaft umsetzen. Statt der bis dato üblichen Massenunterkünfte mit 60 und mehr Gefangenen in einem Raum bot das Moabiter Gefängnis jedem Sträfling erst einmal mehr Kom-

FOTOS: STEINER/ALUMINI.NET, GLADA-BERLIN (3), TEICH/CARO



fort – mit einer eigenen Zelle. Für Wichern waren es „Besinnungszellen“, jeglicher Gesprächs- und Blickkontakt der Gefangenen untereinander war strengstens verboten. Auch auf dem täglichen halbstündigen Freigang. In dem dreieckigen kleinen Hof durften die Gefangenen hintereinander hertröten. Dabei trugen sie, wie Wichern später schrieb, „eine Mütze, mit deren Schirm sie den oberen Teil des Gesichts bedecken können, wodurch verhütet wird, dass die hintereinander Hergehenden sich erkennen“. Manche Insassen wurden wahnsinnig darüber.

Das Gefängnis selbst wurde 1958, gut hundert Jahre nach seiner Errichtung, abgerissen. Geblieben ist lediglich die fünf Meter hohe Mauer, die den Gedenkpark heute noch umschließt. Und eine Redewendung, die an diesen Hofgang erinnert: im Dreieck springen.

Ortstermin mit dem Architekten des „Geschichtsparks Ehemaliges Zellengefängnis“, Udo Dagenbach. Es war einer seiner ersten Aufträge überhaupt. 1990 – das Gelände war bloß eine bessere Müllhalde für das Berliner Tiefbauamt – schrieb der Schwabe in einem ersten Gutachten, wie das Anwesen umgestaltet werden könnte. „Wir wollten zwei Dinge miteinander verbinden“, erinnert er sich, „die Erholung im Park und die Erinnerung an das Gefängnis.“ Dafür bekam er den Zuschlag.

Doch dann begann ein zäher, 16 Jahre währender Kampf mit Ämtern der Stadtverwaltung, die gegensätzliche Interessen vertraten, mit diversen Geschichtskommissionen und Lokalpolitikern, die nicht immer den Sinn einer solchen Erinnerungsstätte sahen. Mehrmals schien das Projekt gescheitert. Als Dagenbach 2003 gemeinsam mit seiner Geschäftspartnerin endlich loslegen konnte, war die Parkidee mittlerweile so etwas wie sein eigenes Kind geworden, sagt er.

Drei Jahre lang pflügten sie das Gelände komplett um, restaurierten die Gefängnismauer, errichteten die Betonnachbildung des kleinen Hofes. 2006 wurde die Eröffnung gefeiert, 2007 erhielt das Projekt den Deutschen Landschaftsarchitektur-Preis.

Ein diesiger Tag im März, die Sonne lugt nur selten hervor. Ein paar Kinder spielen auf dem kleinen Spielplatz mit Wippe und Sandkasten, hin und wieder durchkreuzt ein Anwohner schnellen

Schrittes den Park, vereinzelt schauen sich Touristen hinter den Mauern um. Im Hintergrund Vogelgezwitscher, Hundeklaffen, das monotone Rauschen des Verkehrs. Hecken und Bäume deuten den sternförmigen Grundriss des Gefängnisses an. Über der Mauer sieht man gerade noch die Züge vom Hauptbahnhof abfahren. Ansonsten ist die Betriebsamkeit der Großstadt wie ausgesperrt. Anders als früher wirkt das aber eher wohltuend.

Hier, wo früher einmal fast alles verboten war, ist heute beinahe alles erlaubt. „Sogar Grillen“, sagt Dagenbach. Und wenn Jugendliche gegen die ehemaligen Gefängnismauern Squash spielen wollten, dann sollten sie es halt tun. Der Park solle schließlich mit Leben gefüllt werden. Zumindest bis vier Uhr nachmittags. Dann wird im Winter abgeschlossen. Etwas Ordnung muss schließlich sein.

Wie anders muss das im 19. Jahrhundert gewesen sein – damals, als Friedrich Wilhelm IV. den Hamburger Johann Hinrich Wichern nach Berlin holte. Wegen seines Rauhen Hauses, seiner „Anstalt zur Rettung verwaister und schwer erziehbarer Kinder“, war der Theologe damals bereits eine Berühmtheit. Auf drei Erkundungsreisen hatte Wichern zahlreiche Gefängnisse in Preußen besucht. Was er dort sah, übertraf seine schlimmsten Befürchtungen. Die Gefängnisse würden zu „Brutstätten der verbrecherischen Gesellschaft“, schrieb Wichern. In den Zellen knüpften Verbrecher Kontakte für die Zeit nach der Haft. Pensionierte Offiziere leiteten die Anstalten, Drill stehe im Vordergrund. Von geistlichem Beistand, von einem Bemühen um Resozialisierung keine Spur.

Wichern wollte das ändern. Statt abgehalfterter Soldaten setzte er geschultes Personal ein – die Brüder seiner Inneren Mission, die die Gefangenen seelisch betreuen und auf das Leben nach der Haft vorbereiten sollten. Und er setzte konsequent auf Einzelhaft – baute sie sogar zur Isolationshaft aus. Lediglich mit dem Gefängnispersonal durften die Insassen reden.

Man muss vom Gelände des ehemaligen Zellengefängnisses nur zweihundert Meter nach Norden gehen, um zu erfahren, was aus der Idee von damals geworden ist. Hier hat die JVA Plötzensee eine Außenstelle, ein altes Backsteingebäude, geschlossener Männervollzug, 104 Plätze. „Isolationshaft? Das ist bei uns undenkbar“, wehrt



„Von allem Leid, das diesen Bau erfüllt, ist unter Mauerwerk und Eisengittern ein Hauch lebendig, ein geheimes Zittern“, schrieb der Widerstandskämpfer Albrecht Haushofer in der Gefangenschaft
Oben: die Andeutung einer Gefängnisschleuse am Parkeingang



Ein Hohlkörper symbolisiert die Zentrale der Haftanstalt, von der aus die Wärter alle Gänge überwachen konnten. Rechts: Kubus in den Maßen der preußischen Gefängniszellen



WICHERNJAHR 2008

Veranstaltungen zu Wicherns 200. Geburtstag am 21. April 2008:

Am 20. 4. in Wicherns Heimatstadt Hamburg: „Szenische Stadtführung mit Johann Hinrich Wichern und seiner Frau Amanda“. Nähere Infos über Ulrich Hermannes: hermannes@stadtmission-hamburg.de

Ebenfalls am 20. 4. in Hamburg: Festgottesdienst in der Hauptkirche St. Michaelis. Predigt: Bischöfin Maria Jepsen

27. 4., 10.05 Uhr, Übertragung des Rundfunk-Gottesdienstes aus der Justizvollzugsanstalt Berlin-Tegel. Predigt: Diakonie-Präsident Klaus Dieter Kottnik. Zu empfangen auf Deutschlandfunk und Deutsche Welle

Einen Veranstaltungskalender zum Wichernjahr 2008 finden Sie unter www.diakonie-hamburg.de/veranstaltungen/.22/index.html

Gefängnisleiter Stefan Hörmann entsetzt ab. Gut, Arrest erlaube das Strafvollzugsgesetz, allerdings maximal vier Wochen. Ansonsten verbringen die Häftlinge die Tage in Gemeinschaftsräumen. Und die Nächte wiederum in Einzelzellen: „Wir bieten jedem der Gefangenen eine eigene Zelle“, sagt Hörmann nicht ohne Stolz. Denn das ist nicht immer die Regel in deutschen Gefängnissen.

Mit seiner Gefängnisreform scheiterte Johann Hinrich Wichern bald. Der preußische Landtag konnte sich mit dem Mustergefängnis in Moabit nicht anfreunden. Es war nicht so sehr die Isolationshaft, die den mehrheitlich liberalen Politikern missfiel – vielmehr störte sie die religiöse Beeinflussung, ja die Bekehrungswut der von Wichern eingesetzten Brüder.

1862 steht der Vertrag mit Wicherns Einrichtung zur Verlängerung an: Soll das von ihm gegründete Johannisstift weiter das Personal für das Zellengefängnis stellen? Noch einmal strengt Wichern all seine Argumentationskünste an. Schon ein Jahr zuvor hatte er sich mit einer eigenen „Denkschrift über die Einzelhaft“ gegen den Vorwurf gewehrt, die Vereinzelung habe Insassen in den Selbstmord getrieben. Doch 1863 wird der Vertrag mit seiner Organisation nicht mehr verlängert. Wichern verlässt Berlin. Das Zellengefängnis aber bleibt. Es wird später noch von den

Nationalsozialisten genutzt: Mehrere Teilnehmer der Verschwörung vom 20. Juli 1944 werden hier inhaftiert und 1945, kurz vor der Befreiung Berlins, auf einem nahe gelegenen Gelände erschossen.

Und Wichern? Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass sich die andere, viel bekanntere Hinterlassenschaft des Kirchenreformers direkt neben dem ehemaligen Zellengefängnis befindet. Man verlässt den Gefängnispark an der Westseite, überquert die Straße – und steht vor dem Zentrum der Berliner Stadtmission. Seit 1999 hat die hier ihren Sitz, seit 2004 auch mit ihrer Verwaltungsspitze. Eine Notunterkunft der Stadtmission bietet täglich Platz für 80 bis 120 Obdachlose, es gibt eine Krankenstation, und mit dem Projekt „Drinne und draußen“ kümmern sich Sozialarbeiter der Diakonie um Strafgefangene im offenen Vollzug.

„Als wir hierherzogen, wussten wir nichts von unserer Nachbarschaft“, beteuert Walter-Jürgen Ziemer, diakonischer Leiter der Stadtmission. Nun sei der direkte Bezug zur „anderen Seite“ des Johann Hinrich Wichern Geschenk und Botschaft zugleich: „Als Christen müssen wir uns auch um die Gefangenen kümmern.“ Allerdings, so fügt er hinzu, nicht mit der Strenge Johann Hinrich Wicherns. ◀

Florian Neuhann